

am 1. November 1794, im 59. Jahre seines Lebens. Aus den noch unbearbeiteten Zeiträumen seiner deutschen Geschichte fanden sich kaum einige neunzig wenig bedeutende Blätter.

Schmidt war bei mittlerer Größe, ziemlich verhältnißmäßig gebaut, im Alter aber corpulent und schwerfällig. Die Miene drückte Gutmüthigkeit und nachdenkenden Ernst aus; Gang, Sprache und Betragen, gemüthliche, ungern gestörte Ruhe, Bedachtsamkeit, ja Schüchternheit. Starke Leidenschaften haben ihn nie bewegt.

In seine Geschichte hat er gelegt, was er wußte und war. Wer sie richtig beurtheilt, mißt auch richtig den Umfang seines Geistes, dessen Kräfte und Lücken. Schmidt's Historie der Deutschen ist entschieden bisher die vorzüglichste, obwohl keine vollkommene, keine wahrhaft klassische. Durch viele Trefflichkeiten hat er es wohl verdient, den Fall einer Verfassung und eines Reiches nicht mehr zu erleben, dessen bester Geschichtschreiber er unstreitig gewesen ist.

IV. Moral in Beispielen als Warnungstafel in Gefahren des Lebens, der Gesundheit und des häuslichen Glückes.

Das Leben eines Weibes.

(17 Jahre) Das väterliche Haus.

Vater Michel. Ei, ei, Nanni, seit dem Tode deiner Mutter sind dir abscheuliche Gedanken in den Kopf gekommen. Du willst dich putzen wie eine Dame, weiße Hüte statt Strohhüte tragen, Ringe an allen Fingern haben. Das paßt weder für meinen Stand, noch für meinen Beutel.

Nanni. Pah, Pah! Euch kann man nichts recht machen, Vater. Ihr seyd so wunderbarlich.

Vat. Mich. Was machst du denn alle Abend außer Hause, wenn die Sterne schon aufgegangen sind?

Nanni. Was soll ich machen? Spazieren geh' ich.

Vat. Mich. Du würdest aber besser thun, die kleinen Geschwister einzuschläfern, und das Mädchen schnurren zu lassen.

Nanni. Das einfältige Spinnen kann ich nicht ausstehen.

Vat. Mich. Weil du faul bist, weil du kein Herz zu mir hast, weil es dir außer dem Hause besser gefällt, als in unseren vier Mauern. Aber von jetzt an will ich dich zur Arbeit anhalten.

Nanni. Wird nichts nützen, denn künftige Woche gehe ich nach Wien.

Vat. Mich. Mit deinem Wien! Und ich sage dir, daß du nicht gehen sollst. Ich verbiete es dir ausdrücklich.

Nanni. Ihr wißt ja, daß meine Tante dort einen Platz für mich gefunden hat.

Vat. Mich. Die Tante ist nicht der Vater. Ich will, daß du hier bleibst.

Nanni. Aber was ist's denn für ein Unglück, Wien zu sehen?

Vat. Mich. Wenn du dahin kämst, würdest du's schon zu deinem Schaden erfahren.

Nanni. (für sich) Er macht mich ordentlich neugierig.

Vat. Mich. Sei klug Nanni; warst ja sonst ein frommes gehorames Kind. Zieh dich aus und geh schlafen. Morgen mit dem Frühesten heißt's an die Arbeit.

Nanni. (für sich) Das wär' nicht übel. — Steffel wartet auf mich bei der Scheuer.

Vat. Mich. Hast du mich verstanden?

Nanni. Ja doch Vater, ich geh' ja schon.

Vat. Mich. Gibst du mir keinen Kuß, ehe du den Abendsegen betest?

Nanni. Das dumme Küssen! — Ich mag nicht.

Vat. Mich. Abscheuliches Kind! Der gute Gott wird dich strafen.

Nanni. (im Abgehen für sich) Ich gehe nach Wien.

(19 Jahre) Pallast in Wien.

Frau v. Altschlöß (an ihrer Toilette.) Gib doch besser Acht, Netti! du schnürst mich ja elend ein.

Netti. Verzeihen Sie gnädige Frau, Ihr Nieder ist so weit.

Fr. v. Altschl. Du willst sagen, meine Taille ist so schlank. —

Netti. Das sagt ja der Herr Baron alle Tage.

Fr. v. Altschl. (tosettirend) Ah, der Baron versteht sich auf Schmeicheln. — Netti, man läutet. Sieh doch nach!

Netti. Aber, gnädige Frau, Sie sind ja nicht eingeschürzt.

Fr. v. Altschl. Keine Anmerkungen, Namsell. — An die Thür. (Netti geht, und kommt gleich wieder mit dem Baron.)

Baron. Ich bin doch wahrlich ein Glückskind; der Himmel hat mich auserkoren, gerade in dem Augenblicke einzutreten, wo meine Angebetete Toilette macht.

Fr. v. Altschl. Entsetzen Sie sich nicht lieber Baron, mich in solchem Negligee zu überraschen! das ist nicht fein von Ihnen.

Baron (steht verstockt ein Liebesbriefchen in Nettis Hände und sagt leise zu ihr) Heute Abends um neun Uhr.

Fr. v. Altschl. (In ihrer Rede fortfahrend) Wie finden Sie meine Coiffure, Baron? Nicht wahr zum Entsetzen?

Baron. Die kurzen Haare stehen Ihnen allerliebste. (Leise zu Netti.) Wir trinken Champagner.

Fr. v. Altschl. Nettchen, meine Braceletts!

Nettch. Hier sind sie, gnädige Frau.

Fr. v. Altschl. Nun, Baron, können wir gehen.

Baron. Wohin, wenn ich fragen darf?

Fr. v. Altschl. In die Oper, das versteht sich.

Baron. Ich Thor, daß mir das nicht selbst einfiel!
(Reicht ihr die Hand.) Darf ich um den Arm bitten?

Fr. v. Altschl. Schächer! (sich einhängend) kann man Ihnen denn etwas abschlagen?

Nettch. (Baron v. Altschl. betrachtend) Die Glückliche! Wenn ich doch auch einen Baron und einen cachemirenen Shawl haben könnte!

Baron (leise zu Nettchen.) Heute Abend um neun Uhr.

(40 Jahre) Nina's Schlafzimmer in der Vorstadt.

Ein reicher Lieferant. Du bist doch wahrlich ein langweiliges Wesen, Nina! Immer weinen und wieder weinen!

Nina. Ich weine, ja, und habe alle Ursache dazu. Gestern hat man mir meine Pferde gepfändet.

Lief. Kaufe dir andere.

Nina. Wo soll ich das Geld dazu hernehmen?

Lief. Verkaufe deine Shawls. Was mich betrifft, ich habe es satt, immer die Börse für dich offen zu haben.

Nina. Ich will es gerne glauben. Ein solcher Geizhals —

Lief. Mach mich nicht böse. Du kostest mich schon über 20,000 fl.

Nina. (mit Würde.) Mein Herr! solche Vorwürfe aus Ihrem Munde beleidigen mich.

Lief. Spricht man aus diesem Tone, so empfehle ich mich. (Für sich, im Abgehen.) Ich suchte schon lange eine Gelegenheit, mit ihr zu brechen.

Nina. (Ihm nachsehend.) Ah! was sind doch die Männer für Ungeheuer! (Ein Zahnarzt tritt ein.)

Zahnarzt. Gnädige Frau, hier ist das neue Gebiß, welches Sie bestellt haben. (Es kommt ein junger Mensch.)

Der junge Mann. Ah, meine theuerste Nina, ich bin in Verzweiflung. Ich habe 50 Dukaten im Spiel verloren. — Fünzig Dukaten, die nicht einmal mein Eigenthum waren! Ich muß sie haben, also gleich, sonst zerschmettere ich mir das Gehirn. Leihe mir doch 400 Gulden.

Nina. Wahrlich, Adolf, mit dir ist's nicht mehr auszuhalten. (Zum Zahnarzt.) Mein Herr! kommen Sie in einer Stunde wieder. (Der Zahnarzt empfiehlt sich. Zu Adolf.) Du weißt, wie unglücklich ich bin; — über alles dies hat auch der Lieferant mich verlassen.

Adolf. Teufel, der Lieferant will nichts mehr liefern?

Nina. So ist es. Was wird aus mir werden? (Sie weint.)

Adolf. Folge meinem Rathe, liebe Nina. Wir wollen eine Spekulation machen. Du weißt, ich habe ein schlägenes Köpfchen. Du hast noch wenigstens um

16,000 fl. Möbel und Schmuck. Verkaufesse; ehe sechs Monate ins Land gehen, siehst du dein Vermögen verdoppelt; und unser Glück ist gemacht.

Nina. Ist das Geschäft aber auch sicher?

Adolf. Ein prächtiges Geschäft, sag' ich dir, du wirst mir doch zutrauen, daß ich dich in keine gefährliche Spekulation verwickle und dich um dein Vermögen prellen will.

Nina. Und binnen sechs Monaten soll mein kleines Vermögen verdoppelt seyn?

Adolf. Verdoppelt, verdreifacht, vervierfacht! Mit meinem Leben stehe ich gut dafür.

Nina. Ja lieber Adolf, du bist mein Retter, mein Engel! — Willst du nicht mit mir zu Mittag speisen?

Adolf. Wo sollt' ich denn sonst speisen?

Nina. Nun also, zum Mittagmahl!

Adolf. Und Nachmittag verkaufen wir die Diamanten.

(58 Jahre) Straße.

(Die alte Mariandel ruft die Vorübergehenden an.) Um Gottes willen! Erbarmen Sie sich! Ich habe seit drei Tagen keinen warmen Bissen gehabt. Nur einen Kreuher!

Benedetto Torcelli.

Benedetto Torcelli war Thürsteher bei dem reichen Seidenfabrikanten Pietro B***. An einem Sonntage, während des letzteren Abwesenheit, wurde aus seiner Kasse eine bedeutende Geldsumme entwendet. Der Diebstahl geschah mit solcher Vorsicht und Geschicklichkeit, daß die Thäter unentdeckt blieben. Da Benedetto, zur Zeit als das Verbrechen im Hause begangen wurde, allein war, fiel ein starker Verdacht auf ihn; zwar war dieser nicht hinlänglich, ihn gerichtlich zu belangen; aber sein Herr jagte ihn mit Schande aus seinem Dienste, mit ihm die Frau und zwei Kinder. Diese unglückliche Familie sah sich bald in die bitterste Noth versetzt. Eine Tochter Benedetto's sollte einen Pächter zu Caltano heirathen, die Schmach des Vaters brach dieses Liebesband; die verzweifelte Braut fiel in eine Todeskrankheit. Umsonst suchte Benedetto überall Hülfe; er fand nur verschlossene Hände und Herzen; man hielt ihn für einen Verbrecher.

Es war mitten im Winter, und der Winter von 1828 in diesem Lande sehr streng. Benedetto verkaufte, um Brot herbeizuschaffen, nach und nach alle seine Kleidungsstücke; und um Feuer zu machen stieg er auf die Berge, dürre Zweige und abgestorbene Wurzeln einzusammeln.

Bald mußten diese schwachen Hülfsmittel verfliegen. Der letzte Feszen war verkauft; einige Strohbinden waren das Lager der sterbenden Tochter und der ganzen unglücklichen Familie; noch ein Tag, und Benedetto mußte seine Wohnung räumen und hatte keinen Bissen Brot. Am Morgen dieses unglückseligen Tages begegnete Benedetto seinem ehemaligen Dienstgeber,

welcher auf die Jagd ging; er warf sich zu seinen Füßen, betheuerte seine Unschuld und bat ihn mit herzzerreißenden Worten, wenigstens des Elendes seiner Familie sich zu erbarmen.

B*** blieb unerweicht; mit jener Gefühllosigkeit, die leider öfters die Gefährtin des Wohlstandes ist, stieß er Benedetto mit rauen Worten zurück. „Ich habe kein Mitleid mit Dieben!“ rief er ihm entgegen, „ist was du mir gestohlen!“ Diese harten Worte brachten Benedetto, der schon durch Leiden und Entbehrungen gebeugt war, auf das Aeußerste; er entfernte sich mit einigen jener schrecklichen Drohworte, welche die Verzweiflung bisweilen selbst der Tugend entreißt.

Nach diesem heftigen Auftritte setzte B*** seine Jagd fort. Schon mehrere Stunden durchstreifte er vergeblich die Berge, als plötzlich auf einem steilen Abhange ein prächtiges Federwild wenige Schritte von ihm seinen Flug nahm. B*** legte an, zielte und das verwundete Federwild fiel in großer Entfernung von ihm nieder.

Der Jäger verfolgte das Wild, welches flatternd entfloh, und glaubte eben es zu erreichen, als er, über einen der schmalen Bergwege gleitend, wo die Schneelavinen zu stürzen pflegen, mit dem Fuße an eine abgestorbene Tanne stieß, die einen ungeheuren Haufen von Steinen und Felsentrümmern vom Sturze abhielt; alle diese Trümmer, nunmehr ihres Haltpunktes beraubt, stürzten mit donnerähnlichem Geräusch in den Thalgrund. B*** war früh genug rückwärts gesprungen, um dieser ersten Gefahr zu entkommen, aber von einer höhern Bergspitze stürzte ein Stein, der durch Verrückung der Unterlage in Bewegung gesetzt wurde, mit der Schnelligkeit einer Kanonenkugel auf ihn, und brach ihm beide Beine entzwei.

Da lag nun der Elende den ganzen übrigen Tag hindurch allein in der Einsamkeit der Berge, auf eine Eisfläche hingestreckt, von wüthendem Durste gepeinigt, mit Todesangst kämpfend! Vergebens ertönte seine Stimme; sein Schreien verlor sich in die Wüste, rings um ihn blieb es taub und stumm.

Die Sonne stand am Niedergange; erschöpft waren die Kräfte des Unglücklichen; er begann sich der Verzweiflung zu überlassen. Da kam spät am Abend ein Mann langsamen schwankenden Schrittes über stürzende Felsentrümmer auf ihn zugesprungen. Seine Seele schwebte in dem Balsam der Lebenshoffnung, er rufte — Der Fremde näherte sich; aber wer beschreibt B***'s Schrecken, als er in dem Manne, den er als seinen Erretter zu begrüßen gedachte, denjenigen erkannte, der ihn heute früh mit den fürchterlichsten Drohungen verlassen hatte: seinen Todfeind Benedetto.

Von Furcht hingerissen, versuchte er sich zu erheben und mit seinen starren Händen, den Lauf des neben ihm liegenden Gewehres auf denjenigen zu richten, der tausend Gefahren die Stirn geboten hatte, um ihn zu retten. Glücklicherweise erschöpfte ihn diese heftige Angst,

diese letzte Anstrengung; als Benedetto zu ihm trat, sank er ohnmächtig zurück.

Die Nacht war schon lange hereingebrochen, als ein Reisender, unter der Last der Anstrengung erliegend, einen leblosen Körper, vielleicht eine Leiche auf seinen Schultern tragend, an dem Thore einer Fabrik unweit Vohen stehen blieb. Er legte seine Last auf den Boden, und schickte sich an zu klopfen und zu rufen, als der Unglückliche aus seiner tiefen Ohnmacht erwachte. — „Gnade, Gnade,“ rief der Unglückliche ächzend, als er sich auf den Boden niedergelassen sah. — „Welche Schmerzen! Ach wo bin ich?“ — „Vor dem Hause des Pietro B***,“ antwortete der Träger. „Und du, mein Ketter, wer bist du?“ — „Benedetto Torcelli.“ — „Benedetto, mein Todfeind?“ — „Der war ich nur, als Ihr noch beide Beine hattet.“

Benedetto versteht jetzt sein altes Geschäft als Thorsteher bei B***'s Fabrik; Lechterer hinkt ein wenig, geht aber noch fleißig auf die Jagd.

Eine Ehrenschild.

Nachstehende Anekdote, deren Held der berühmte britische Parlamentsredner Fox gewesen, wurde von einem Engländer der Herzogin von Abrantes erzählt, welche sie sodann ihren Memoiren einschaltete. Fox hatte einer eigenen bizarren Laune zufolge, eine sehr unruhige Eristenz, oder vielmehr eine unbeherrschte Leidenschaft zum Spiel verleitete ihn Schulden zu machen, und auf solche Weise nicht immer jenen Schein von Redlichkeit zu behaupten, welche dem Vertreter eines großen Volkes geziemt, das seine theuersten Interessen in die Hand dieses Parlamentsgliedes legte. Unter seinen Gläubigern befand sich einst ein Mann, der einen Wechsel, unterzeichnet Charles Fox, in Händen hatte, aber dennoch nie zu seiner Befriedigung gelangen konnte. Der Gläubiger konnte sich jedoch nicht entschließen, gegen seinen geachteten Schuldner Strenge zu gebrauchen und ihn ins Gefängniß zu setzen. Er nahm ein anderes Auskunftsmittel. Regelmäßig ging er jede Woche dreimal zu Herrn Fox, um die 300 Guineen zu verlangen, die jener ihm schuldete. Der Kammerdiener des ehrenwerthen Parlamentsredners antwortete, sein Herr sey nicht bei Kasse, und der Gläubiger entfernte sich verzweiflungsvoll, weil er wirklich das Geld bedurfte. Eines Morgens kam er, fest entschlossen, jedes Hinderniß zu besiegen, um mit Fox zu sprechen. Als der Kammerdiener die gewöhnliche Antwort ertheilte, stieß ihn der Gläubiger bei Seite, da er dem lieblichen Klang einer Summe Geldes vernahm, welche im Nebenzimmer, das, wie er wußte Fox bewohnte, gezählt wurde. Der Gläubige zögert keinen Augenblick; er stürzt gegen die Thüre jenes Zimmers, reißt sie auf, ehe es der Diener hindern konnte und befindet sich Herrn Fox gegenüber, welcher mehrere Haufen Guineen, die auf dem Tische vor ihm lagen, ordnete und in Rollen zusammenfaßte. Der Anblick seines Gläubigers schien ihn

keineswegs verlegen zu machen. „Es scheint, mein Herr,“ begann dieser, „daß nicht das Unvermögen jenes Hinderniß sei, welches Sie abhielt mir mein Darlehen zu erstatten. Ich bemerke mit Vergnügen, daß Sie sich in einem weit besseren Wohlstande befinden, als Ihr Kammerdiener mich befürchten ließ.“ „Sie irren mein Lieber,“ erwiderte For; „ich kann nicht über 10 Guineen verfügen. Sie müssen schon auf bessere Gelegenheit warten.“ „Sie scherzen wohl nur lieber Herr?“ sagte der Gläubiger, Blick und Hand auf sieben bis achthundert Guineen gerichtet, welche sehr sichtbar, theils in Gold, theils in Bankbilletts, auf dem Tischtische entfaltet waren.

„Dies Geld gehört nicht mehr mein,“ sprach Herr For, „ich muß damit noch heute, und zwar vor Tische, eine heilige Schuld, eine Ehrenschuld tilgen.“

„Aber,“ versetzte kleinlaut der Gläubiger, „ich zweifle, ob der Gläubiger, den Sie zu befriedigen gedenken, ältere Rechte besitze als ich. Erwägen Sie, daß Sie mir das Geld, welches ich Ihnen ohne Zinsen lieh, schon seit drei Jahren schuldig sind.“

„Oh,“ rief For lachend aus, „Allerdings ist der Gläubiger den ich bezahlen muß, ein weit jüngerer als Sie, denn ich bin erst seit einigen Stunden sein Schuldner geworden.“ — „Aber“ fügte er ernsthaft geworden hinzu — „dies ist eine Ehrenschuld, und Sie wissen wohl, daß man dergleichen nie später als nach 24 Stunden bezahlen muß.“ — Der Gläubiger wußte aber keineswegs, was die vornehmen Leute eine Ehrenschuld zu nennen pflegen. Herr For erklärte es ihm. „Ich habe verstoffene Nacht, auf mein Ehrenwort diese Summe von 800 Guineen im Spiele an Herrn Sheridan verloren; er hat keine andere Bürgschaft, als mein Wort. Würde mich vor der Bezahlung ein Unglücksfall treffen, wie käme er dann zu seinem Gelde? — Sie, — Sie haben ein Billet von mir, ich hab' es eigenhändig unterschrieben. Meine Familie würde es in jedem Falle auslösen.“ — Der ehrliche Mann, dem der Weltmann so zuredete, schnitt eine grimassirende Gesichtsfraße; aber er hatte ihm sehr aufmerksam zugehört. „Also“ sagte er, „weil der Name des Herrn Karl For auf diesem Wechselbrieft steht, soll ich nicht von ihm bezahlt werden? Wohlan“ — fuhr er nach eiaigem Zögern fort, indem er den Wechsel, welchen er in der Hand hielt, in Stücke riß, — „jezt ist meine Schuld ebenfalls eine Ehrenschuld, denn ich habe nur Ihr Wort als Bürgschaft meiner Bezahlung, und besitze vor dem Gläubiger dieser Nacht noch das Recht des ältern Anspruches.“ For sah das Verfahren dieses Mannes mit Erstaunen und Bewunderung. Das Edle einer solchen Handlung konnte ihm nicht entgehen, welches besonders merkwürdig durch das Zutrauen wurde, das

der Gläubiger in seine Ehre setzte. Es wurde auch nicht getäuscht. Er nahm 300 Guineen vom Tische und überreichte sie seinem Gläubiger mit den Worten: „Ich danke Ihnen, daß Sie Vertrauen zu mir haben. Hier ist Ihr Geld; Sheridan wird zu warten wissen, bis ich das Fehlende ergänzen kann. Leben Sie wohl! noch einmal danke ich Ihnen für Ihr schönes Vertrauen auf mein Wort!“

Meine Verfolgerinnen.

Seit drei Wochen begegne ich ihnen überall. Sie haben mir schon den Fasching verdorben, und selbst die Fastenzeit machen sie nicht enthaltsamer. Zwar sah ich sie in Wien schon oft, aber nie so zur un rechten Zeit, nie so hartnäckig. Die Bettelei ist mir überhaupt zuwider; aber hier in ihrer Thränengestalt erscheint sie gar widrig. Wohin ich auch entfliehen mag, überall hin folgen sie mir, hängen sich an meine Schritte, und lassen mir keinen Augenblick Ruhe; dennoch bin ich ihnen nichts schuldig, will sie auch nicht versühren; nie hab' ich ein Wort mit ihnen gesprochen, nie anders als fluchend ihrer gedacht.

Weil sie von hoher Geburt sind, glauben sie mich zu ehren, wenn sie zu mir niedersteigen! Schönen Dank für solche Gunst; sie verschwenden dieselbe an das gemeine Volk; die Fiaker sind ihre feurigsten Anbeter — die Ekelhaften!

Dennoch kann ich sie nicht los werden. Morgens finde ich sie an meinem Thore; Abends sind sie noch dort. Wenn man sie schalten ließe, würden die Unverschämten bis in mein Schlafzimmer dringen.

Und doch sind sie eigentlich frostiger Natur!

Wie oft haben sie mich verhindert, mitten am Tage meinen Geschäften nachzugehen. Wenn ich, um ihnen zu entinnen, in ein Kaffeehaus eile, oder bei einem Freunde abtrete, erwarten mich die Abscheulichen auf der Straße, um mich neuerdings mit ihren schmutzigen Liebesungen zu quälen. Flüchte ich in einen Fiaker, so folgen sie mir, trommeln auf mir herum, und sind wieder da, wenn ich aussteige. Man kann ihnen durchaus nicht entkommen. Sie scheinen alle meine Schritte zu bewachen; alle meine Pläne zu errathen; sie durchdringen Alles — Alles! Wohin ich auch gehen mag, ich sehe, ich fühle sie, sie hängen sich an meinen Arm, sie nesteln sich an meine Halskrause, sie bringen mich zur Eile, zur Verzweiflung, sie machen mich beinahe krank; aber meine Wuth verzehrt sich in unnützen Anstrengungen, ich kann sie nicht los werden. Die Unseligen halten mich vom Theaterbesuch ab, von den Visiten, die ich meinen Freunden, meinen Bekannten zugeacht habe. Ich wünsche sie hunderttausendmal zum Henker, diese verwünschten Regentropfen.